

Park Avenue | 12/2005

Reich in der Mitte

Erst die Araber. Dann die Russen. Jetzt sind die Chinesen die neuen Neureichen. Sie wohnen in exakten Kopien französischer Schlösser, sitzen auf goldenen Kloschüsseln. Eine Reise in die nächste Dimension des Protzens

Text: Janis Vougioukas

Beim Einparken hat Jason Mühe, über das Lenkrad seines Subaru-Sportwagens zu sehen. Er lässt den Motor des Wagens noch einmal aggressiv aufheulen, dann klettert er aus dem Sitz und wirft die Tür zu. Seine Mutter Shi Xiaoyan wartet neben dem Auto und lächelt stolz. „Fährt er nicht toll?“ Es ist mehr eine Feststellung als eine Frage.

Jason nimmt das Lob gar nicht wahr. Er weiß längst, dass er gut Auto fahren kann. Vor zwei Jahren hat seine Mutter ihm sein erstes Auto geschenkt. Da war er sieben Jahre alt. Seitdem fährt er nach der Schule oft auf dem Firmengelände seiner Eltern herum. Die Angestellten schauen sich ängstlich um, wenn der rote Subaru mit Rallyeausstattung auf sie zurast und ein kleiner Junge mit Milchzähnen und GAP-Pullover aus dem Fenster winkt.

Jason liebt Autos, da ist er wie seine Eltern. Die fünfköpfige Familie besitzt mehr als 20 Wagen, darunter zwei Porsche, drei BMWs und drei MINIs. Fast jeden Monat kommt ein neues Auto hinzu. Gerade hat Shi Xiaoyan ihren beiden Söhnen neue BMWs und der Tochter einen MINI geschenkt. „Der passt besser zu Frauen“, sagt sie. Steven, 17, der älteste Sohn, fährt mit seinem Auto zur Schule, wenn er den Bus verpasst hat. Damit niemand Fragen stellt, hat der Vater ihm einen Führerschein gekauft. Das geht in China, wenn man die richtigen Leute kennt.

Shi Xiaoyan wohnt mit ihrer Familie am nördlichen Stadtrand von Peking, zwischen dem Diplomatenviertel der Hauptstadt und dem internationalen Flughafen. Abgeschottet von der chinesischen Wirklichkeit hat die 43 Jahre alte Frau ein kleines Paradies für ihre Familie geschaffen. Mächtige Säulen stehen neben der Eingangstür. Dahinter die Empfangshalle, gegenüber ein Panoramafenster mit Aussicht auf den riesigen Garten – „unser Wald“, sagt Jason. Im Garten plätschert ein künstlicher Wasserfall. Es gibt eine Terrasse für Sonnenaufgänge und eine für die Abendsonne, chinesische Pagoden und Pavillons, eine Kletterfelswand und eine Schwimmhalle. „Wir leben hier ein ziemlich westliches Leben“, sagt Ye Mingqin, der Familienvater. Er lächelt. „Meine Kinder sind wie Bananen: außen gelb und innen weiß.“ Ye meint, dass sie nur noch äußerlich Chinesen sind.

Hätte Shi Xiaoyan nicht den Einfall mit den Sofas gehabt, würde ihre Familie heute wahrscheinlich ein normales chinesisches Leben in einem der engen Wohnblocks am Horizont führen. 1994 kam Frau Shi nach ihrem Studium in den USA zurück nach Peking, den Kopf voller Ideen und in der Tasche ein Abschlusszeugnis des Harrington Institute of Interior Design in Chicago.

Sie sah eine graue Stadt aus Betonplatten und Staub, aber sie spürte den Aufbruch und den Durst der Menschen nach neuen Ideen. Eine ideale Atmosphäre, um etwas Neues anzufangen. Shi nahm 40000 Dollar ins Handgepäck und stieg wieder in ein Flugzeug Richtung Westen.

Gleich nach der Landung fuhr sie zu einem Einrichtungshaus in Los Angeles. Sie ging zwischen den langen Regalreihen her und kaufte dutzende Sofas und Couchtische, die sie bar bezahlte und in Containern nach China verschiffen ließ. In Peking mietete sie einen kleinen Laden, setzte sich auf eines der Sofas und wartete. Nach ein paar Tagen war alles ausverkauft. „Es gab damals einfach keine schönen Möbel in China“, sagt sie. Im selben Jahr eröffnete sie ihr erstes richtiges Einrichtungshaus, das sie Illinois Home nannte. Fabriken kamen hinzu, sie suchte Lieferanten, heuerte Designer an. Nach zehn Jahren hat sie ein kleines Möbelimperium geschaffen, mit 20 Filialen im ganzen Land. In ihren Geschäften stehen italienische Designersofas neben günstiger Küchenausstattung und kompletten Schlafzimmereinrichtungen aus Thailand und Deutschland. „Als ich meine Firma gründete, war es mein Traum, chinesische Wohnungen mit westlichen Möbeln auszustatten“, sagt Shi.

An den Wochenenden steht die Unternehmerin in Schlabberpulli und Jeans oft selbst in ihren Filialen und spricht mit den Kunden. China war lange ein verschlossenes Land“, sagt sie. „Ich muss Geduld haben, denn ich versuche, den Geschmack der Chinesen zu ändern.“ Man sieht ihr an, dass sie das schaffen kann.

Die ehemalige Krankenschwester gehört nicht zu den allerreichsten Chinesen. Auf der im Herbst veröffentlichten aktuellen China Rich List belegt sie gemeinsam mit ihrem Mann nur Platz 305. Ihr Vermögen wird auf 70 Millionen Dollar geschätzt. Aber in der Pekinger Highsociety ist das Paar eines der schillernden Beispiele für die junge, erfolgreiche chinesische Gründergeneration.

Am 1. Oktober 1949 hatte Mao Zedong vom Tor des Himmlischen Friedens die Gründung der Volksrepublik China ausgerufen. Er starb 1976, hinterließ sein Land in Hunger und Chaos. Dann kam ein kleiner Mann namens Deng Xiaoping. Er hatte im Ausland

studiert, sagte Sätze wie „Reich werden ist glorreich“ und führte das bevölkerungsreichste Land der Erde in die größte Boomphase der Wirtschaftsgeschichte.

Das erste sichtbare Zeichen von Reichtum erreichte China am 17. Mai 1993. Der Pekinger Geschäftsmann Li Xiaohua hatte sich für 134888 Dollar einen Ferrari gekauft, einen roten 348 TR. Der italienische Sportwagenhersteller ließ eine feierliche Übergabezeremonie im Park des Himmelstempels ausrichten. Tausende verblüffter Chinesen rieben sich vor Staunen die Augen. Spätestens seit dem Tag gilt es als eine Ehre, reich zu sein. Und Chinas Schüler wachsen mit dem Lebensziel auf, eines Tages ein Vermögen zu verdienen.

Zhang Yuchen sitzt im Empfangssaal seines Schlosses, ein mächtiger Raum, dekoriert mit goldenem Stuck und Ornamenten. Eine Dienerin serviert Tee. Alles soll so stilecht wie möglich sein. Die Idee, ein Schloss zu bauen, kam Zhang im Ausland.

Er war in Australien, wo er sich mit Weinanbau beschäftigte, reiste nach Italien und Frankreich, wo er in einem Pariser Vorort das Château de Maisons-Laffitte entdeckte. Zhang war sofort beeindruckt. Er besorgte sich die Baupläne, machte Fotos und engagierte eine französische Architekturberaterin.

Zurück in Peking begann der Immobilieninvestor mit dem Bau des Schlosses „Zhang Laffitte“ am nördlichen Stadtrand von Peking, wo die Bauern noch Strohütte tragen und die Straßen mit einer dicken Staubschicht bedeckt sind.

Zhang trägt einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug und eine quadratische, silberne Uhr mit Diamantenbesatz. Seine Augenbrauen sind abrasiert und die dichten schwarzen Haare in gewagter Wellenform nach oben frisiert. „Ich will den Chinesen Europas schöne Architektur zeigen“, sagt er. Etwa 100 Millionen Euro hat der 58 Jahre alte frühere städtische Beamte in sein Schloss investiert. Rund um den Palastpark im Stil von Versailles soll später eine exklusive Villenanlage mit 500 Luxushäusern entstehen. Eine seiner Mitarbeiterinnen reicht Besuchern Farbprospekte mit Zeichnungen und Pano-rama-fotografien des Parks. „Jeder ist der König seines eigenen Königreichs“, steht da.

Etwa 800 Bauern mussten für die Anlage des anderthalb Quadratkilometer großen Areals umgesiedelt werden. Wo sie einst ihr Land bebauten, werden bald superreiche Chinesen in französischen Fantasievillen wohnen. Chinas Boom hat viele Millionäre hervorgebracht, ungefähr 500000. Doch die Kluft zwischen Arm und Reich ist immens. Nach UN-Statistiken besitzt das reichste Fünftel der Chinesen gut die Hälfte der Vermögenswerte des Landes. Dem ärmsten Fünftel gehören nicht

einmal fünf Prozent. Selbst die staatliche Presse berichtet inzwischen, dass die Zahl der als „arm“ eingestuften Bauernbevölkerung wieder wächst – in einem Land, das für seinen Boom weltweit gelobt wird. 2003 betrug das Jahreseinkommen eines „armen“ Bauern 637 Yuan – rund 65 Euro. Das Durchschnittseinkommen der Landbevölkerung lag bei 2622 Yuan. Erstmals seit der wirtschaftlichen Öffnung bringt nun die Pekinger Regierung öffentlich ihre Sorge über das gesellschaftliche Ungleichgewicht zum Ausdruck. Anfang Oktober berichtete die staatliche Nachrichtenagentur Xinhua („Neues China“), die Einkommensschere habe den Status „Gelber Alarm“ erreicht. Sollte sich in den kommenden fünf Jahren nichts ändern, sei die soziale Stabilität gefährdet.

Zhang Yuchen, der Schlossbesitzer, ist Mitglied der Kommunistischen Partei seines Landes. Viele der chinesischen Neumillionäre konnten ihren Reichtum einzig durch Patro-nage und Hilfe der Partei erlangen, die das Land so verwaltet, als wäre es ihr Eigentum.

Im Vakuum zwischen Kommunismus und Wirtschaftsöffnung hat die Volksrepublik ihre Normen und Moralvorstellungen verloren. Und nur wenige wagen es, diesen Zustand zu kritisieren. In Changsha im chinesischen Süden hat der Klimaanlage-Unternehmer Zhang Yue sein Imperium aufgebaut. Die von dem Briten Rupert Hoogewerf herausgegebene China Rich List schätzt sein Vermögen auf 250 Millionen Dollar, das macht Platz 66 in der Liste der reichsten Chinesen. Zhang war der einzige Chinese, der zur Konferenz der Asien-Pazifik-Staaten im Oktober 2001 in Shanghai im eigenen Privatjet anreiste. Er ist einer der wenigen wohlhabenden Geschäftsleute, die das System aus Korruption und Vetternwirtschaft kritisieren. Zhang, 45, sagt: „Wenn man in China niemanden besticht, bekommt man keine Aufträge der Regierung.“ Er kann seine Erregung nur mühsam unterdrücken. „China hat keine Kultur und keine politischen Werte.“

Zhang hat sein Firmengelände zu einem Vorzeigebispiel für ein anderes, gutes China ausbauen lassen. Das neue Firmenmuseum besteht aus einer Pyramide am Eingangsbereich. 43 Statuen prominenter internationaler Forscher, Philosophen und Künstler stehen im Park mitten zwischen den Fabrikhallen. Zhang hat sie selbst ausgesucht. Die Gebrüder Wright, Aristoteles, Napoleon und Adam Smith sind dort zu sehen; sie sollen Vorbilder sein. Eine Statue von Mao gibt es nicht. Nachts werden die Figuren angestrahlt und erscheinen im grellen Licht wie eine Geister-Armee. Zhang will, dass sich sein Land zum Guten verändert, einen Konsens findet zwischen Arm und Reich, Umwelt, Lebensqualität und Wirtschaftsboom. Die wenigsten Chinesen aber denken wie er.

Shanghai, Boomstadt im Jangtsedelta. Xue Yiwen, die sich Yvonne Xue nennt, führt ihre Besucher immer zuerst durch ihre Wohnung im 27. Stock einer mintgrünen Hochhaussiedlung im Zentrum. Im Schlafzimmer macht sie Halt, sie springt auf das goldene Bett und wälzt sich mit ausgestreckten Armen darauf herum. „Ist das nicht toll?“, ruft sie. „Ein Drittel seines Lebens verbringt man im Bett. Da muss es am schönsten sein!“ Sämtliche Schlafzimmermöbel sind von Versace, sagt Yvonne Xue, sie hat sie in ihrem Lieblingsmöbelhaus auf der Shanghaier Shopping-straße Huaihai Lu gekauft.

Xue zieht sich schnell um: „Schaut euch so lange das Badezimmer an“, ruft sie uns zu, „die Klobrille ist beheizt, und macht es euch danach im Wohnzimmer bequem.“ Das Sofa ist so weich, dass der Gast sofort darin versinkt. Nachdem Xue die Treppe heruntergeschwebt ist, setzt sie sich gegenüber auf einen weißen Sessel und beginnt zu erzählen. Sie ist 44 Jahre alt, mittelgroß für eine Chinesin, sehr groß, wenn sie – wie meistens – Schuhe mit hohen Absätzen trägt. Ihr langes, gewelltes Haar ist dezent braun gefärbt. Ihre Fingernägel sind zweifarbig lackiert. Am rechten Ringfinger trägt sie einen Diamanten groß wie eine Kinderfaust.

Xue sitzt nicht lange, schon springt sie wieder auf und rennt durch den Raum, als müsse sie ihre komplette Wohnungseinrichtung in einer fünfminütigen Fernsehsendung zum Kauf anbieten: „Schaut mal, der Flügel, die Minibar, und das Bücherregal hinter euch ist beleuchtet, wenn ich auf diesen Knopf hier drücke.“ Ihre Wohnung hat sie selbst de-sigt. „Ich mag mein Leben“, ruft Xue, „es ist ein Traum!“

Sie wuchs in einem alten Wohnhaus aus der Kolonialzeit auf. Der Vater war ein wohlhabender Geschäftsmann, der nach der Revolution alles verlor und fünf Jahre im Gefängnis verbrachte. Die Mutter war Verkäuferin in einem staatlichen Geschäft. Xue studierte Ingenieurwissenschaften, und direkt nach dem Abschluss wurde ihr von der Regierung ein Job als Technikerin zugeteilt, draußen im Stadtteil Minhang. In den überfüllten Bussen dorthin gab es selten genug Sitzplätze, Xue musste dann zwei Stunden stehend zur Arbeit fahren. Sie kaufte sich eine Nähmaschine, und wenn sie spätabends von der Schicht nach Hause kam, setzte sie sich an die Maschine und arbeitete in ihrem zweiten Job. Die Kleider, die sie selbst entwarf, verkaufte sie an Geschäfte in der Nachbarschaft. Sie saß bis tief in die Nacht an der Maschine, jeden Tag. Mit 28 hatte sie einen Herzinfarkt, es passierte abends zu Hause. Mit einem Taxi fuhr sie ins Krankenhaus.

Xue arbeitete für ihren Traum, weil sie in ihrem Leben mehr erreichen wollte als ihre Eltern. Weil sie aus der Armut ausbrechen

wollte. Sie kündigte in der Fabrik, eröffnete einen Blumenladen, später einen Kabelhandel, dann ein Chemie-unternehmen, in dem sie heute mehr als 3000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. All die Jahre arbeitete sie wie eine Besessene. Jetzt will sie das Leben genießen.

Am Nachmittag setzt Xue ihre Chanel-Sonnenbrille auf und springt in ihren silberfarbenen BMW, um noch schnell bei Celine im Plaza 66 vorbeizufahren, der teuersten Shopping Mall in ganz China. Die Verkäuferinnen kennen sie und ihren Geschmack und rufen sie an, wenn wieder eine neue Kollektion eingetroffen ist. Einmal hatte sich Xue ein neues Paar Schuhe ausgesucht, aber die Verkäuferin sagte: „Die haben Sie doch schon.“ Diesmal probiert Xue ein langes, dunkles Kleid mit einer Goldkette über dem Rücken an. Als sie nach einigen Minuten aus der Umkleidekabine tritt, klatschen die Verkäuferinnen Beifall. Die bitteren Jahre sind für Xue längst vorbei. Und doch hat sie noch immer Nachholbedarf.

Bis 2015 könnte China zum weltweit größten Markt für Luxusgüter werden. Schon jetzt geben die Chinesen jedes Jahr zwei Milliarden Dollar für exklusive Konsumgüter aus – zwölf Prozent des Weltmarktanteils. Europäer machen sich oft über den bizarren, überdekorierten Geschmack der Chinesen lustig. Doch auch den Chinesen fällt es schwer, die Menschen im Westen zu verstehen. Das erzwungene Understatement. Die Verklemmtheit. Der schmale Grat zwischen Kitsch und Stil. „Warum soll ich nicht tragen, was ich gerne mag?“, sagt Xue.

Yue-Sai Kan füllte ebenfalls eine Lücke mit einem Geschäft. Die chinesische Fernsehjournalistin, die in den USA aufwuchs und daher ihren Familiennamen nach hinten stellte, litt Jahre unter dem Schönheitszwang der Filmkamera. Es machte ihr zu schaffen, dass keine Pflegeprodukte für asiatische Haut erhältlich waren. Für ihre Haut, die kleinere Poren hat, anders auf die Sonne reagiert und nicht so leicht Falten bekommt wie die der westlichen Frauen. Sie gründete deshalb 1990 ihre eigene Firma, die Lippenstifte und Kosmetik speziell für asiatische Frauen entwickelte. Binnen zehn Jahren wurde Yue-Sai Kan Cosmetics Ltd. zum erfolgreichsten Kosmetikkonzern des Landes. Dabei lernte Frau Kan auch, dass sich Geschmack und Schönheitsideale in China grundsätzlich von denen des Westens unterscheiden. „Vor zehn Jahren sahen in China alle Städte gleich aus“, sagt sie. „Aber auch das ästhetische Bewusstsein erfordert eine Ausbildung.“ Time ernannte Kan zur „Königin des Reichs der Mitte“. Die International Herald Tribune bezeichnete sie als „Top Trendsetter“ in Asien. Es gibt eine Briefmarke mit ihrem Kopf.

Yue-Sai Kan nutzte ihren Ruhm und startete ihre eigene ästhetische Alphabetisierungskampagne. Sie trat in

Fernsehsendungen auf, gab Interviews und Ratschläge in Zeitschriften und schrieb Bücher mit Titeln wie „Erziehung für die mo-der-nen Chinesen“ oder „Wie man eine schöne, gesunde und erfolgreiche moderne Frau wird“. Alle wurden Bestseller.

Über ihr Vermögen spricht Frau Kan nicht gerne. Aber ihre Wohnung, das verrät sie, hat vier Millionen Dollar gekostet. Im Rohbau. Sie wohnt alleine auf einer ganzen Etage eines Hochhauses, stilvoll eingerichtet mit modernen westlichen und antiken asiatischen Möbeln. Im Fitnessraum neben ihrem Arbeitszimmer stehen speziell für sie angefertigte rote Hometrainer. „Ich übe morgens an jeder Maschine eine Minute und halte mich so fit“, sagt sie. Das dauert 18 Minuten.

Am Abend trifft sie sich mit einigen Freunden zum „Hotpot“-Essen. Alex, Australier, feiert seinen Abschied. Sein neuer Arbeitgeber, eine große Werbeagentur, will ihn nach Singapur versetzen. Yue-Sai hat ihn im Frühling bei einem Geschäfts-termin kennen gelernt, seitdem sind sie Freunde.

Ein riesiger Hummer liegt roh und aufgeschnitten auf einem Servierteller, die beiden langen Fühler bewegen sich langsam wie die dünnen Finger einer greisen Hand. Lachs ist serviert, Krebsfleisch und Tofu, man nimmt das Essen mit Stäbchen auf und taucht es in eine Schüssel mit einem kochenden, scharfen Sud. Jeder muss ständig etwas tun, das ist sehr gesellig, und wenn einem gelegentlich doch die Gesprächs-themen auszugehen drohen, kann man immer noch über den Hummer mit seinen langen Antennen reden. Es ist die Art des Essens, bei der in China Geschäftsbeziehungen vertieft und Deals gefeiert werden, abgeschieden von den übrigen Gästen in einem Séparée des Restaurants mit einer eigenen Kellnerin, die für jeden Wunsch bereitsteht. Yue-Sai Kan sagt: „Alex kennt meine Marke wirklich gut.“ Es ist in diesem Moment nicht klar, ob sie sich selbst oder ihre Firma meint.

Lam Sai-wing lenkt sein Imperium aus einem grauen Bürogebäude im ehemaligen Hongkonger Arbeiterstadtteil Hung Hom. In seinem fensterlosen Büro stehen wuchtige Riesenschnitzereien, eine Sitzgruppe aus schwerem Rotholz und ein Sofa, groß genug für eine Fußballmannschaft.

Vor 30 Jahren wanderte Lam einen Monat lang von seinem Heimatdorf bis in die Provinzhauptstadt Guang-zhou. Von hier fuhr er zur chinesischen Grenze. Als es Nacht war stieg in den Fluss und schwamm zehn Stunden lang, bis er, dem Tode nahe, in Hongkong aus dem Wasser gezogen wurde. Lam floh vor dem Hunger in die britische Kolonie, nichts bei sich außer der Adresse eines Verwandten. „Als ich ankam, fühlte ich mich wie im Himmel“, sagt er heute. „Es gab Essen, Wasser, Strom – alles, was

es in China nicht gab.“

Heute gehört Lam 3D-Gold, die größte Juwelierkette Hongkongs. Der Erfolg kam mit der Toiletten-Idee. Das Klo steht im hinteren Teil des Geschäfts auf einem Podest. Die Besucher ziehen sich Schonüberzieher über die Schuhe, bevor sie in den Vorraum treten und, ganz still plötzlich, in die Klokabine blicken. Zwei ältere Damen fassen sich ehrfurchtsvoll an den Händen. Ein Mädchen streicht sanft mit dem Zeigefinger über die Klowand. Lam Sai-wing hatte sich gedacht, dass sein Juwelierladen etwas Schwung brauche. Eine Attraktion. Etwas Edles, an das sich die Leute erinnern sollten. Ein Monument des Luxus. Er baute: ein Klo aus Gold. Klobürste, Lampen, Klimaanlage, Wasserhähne – sogar ein Telefon. Zwei Tonnen des Edelmetalls wurden dafür benötigt. Die Decke ist sternförmig mit Bernstein und Smaragden verziert. Im Fußboden sind Goldbarren eingelassen. -Bis zu 300 Busse halten jeden Tag vor dem Geschäft und bringen fast ausschließlich Touristen vom chinesischen Festland. Lautes Lachen weht durch den Raum. Aufregung. Die überforderten Angestellten haben sich Lautsprecher auf den Rücken gebunden, um die mit Digitalkameras bewehrten Massen sicher durch den Laden zu lenken. Nach Jahrzehnten des Hungers und der kommunistischen Uniformdoktrin ist das Goldklo für die Chinesen ein Symbol einer anderen Lebensweise. Wohlstand, Überfluss, Glück. Die Zukunft. Lam nennt seine Toilette inzwischen „eine Kombination meiner Gedanken und Ideale“.

Die Mehrzahl der Chinesen ist nicht reich. Die Besucher bringen ihren eigenen Tee mit. Aber einige haben genug Geld, um sich eine kleine Goldkette in Lams Geschäft kaufen zu können, als Andenken an den gold gewordenen Traum vom Reichtum. Lam ist sicher, dass Chinas neuer Wohlstand die Welt verändern wird. „Vielleicht“, so sagt er, „werde ich eines Tages wieder aufs chinesische Festland ziehen.“